

Anatoli Iwanowitsch Tscherkassow

# Das Gefecht meines Lebens

Ein Offizier der Roten Armee  
wird Soldat Gottes

 R. Brockhaus

## INHALT

Statt eines Vorworts .....	7
Prolog: Stille Nacht .....	9
1 Meine Familie .....	15
2 Heranwachsen in der Sowjetunion .....	29
3 Ausbildung zum Militärflieger .....	39
4 Gefährliche Einsätze .....	50
5 Irrungen und Wirrungen .....	64
6 Endlich vereint .....	78
7 Ein Schock .....	87
8 Unverständnis .....	96
9 Herausforderungen .....	104
10 Abenteuer in der Taiga .....	116
11 Leben im Norden .....	124
12 Rufe mich an in der Not .....	142
13 Der Weg zum Kreuz .....	155
14 Freude übersprudelnd .....	172
15 Neue Prüfungen .....	191
16 Auf Reisen .....	207
Epilog .....	232

Übersetzt aus dem Russischen von Gerhild Luschnat

Die zitierten Bibelverse entstammen der Elberfelder Bibel,  
© 1985/1991/2006, R. Brockhaus Verlag Wuppertal.

© 2007 R. Brockhaus Verlag Wuppertal  
Umschlaggestaltung: Dietmar Reichert, Dormagen  
Satz: Satz & Medien Wieser, Stolberg  
Druck: Ebner & Spiegel, Ulm  
ISBN 978-3-417-24981-1  
Bestell-Nr. 224.981

## Statt eines Vorworts

Gewidmet meiner lieben geistlichen Mutter  
Anna Petrowna Schimanskaja

Lieber Leser! Urteile über dieses Buch nicht vorschnell. Ich kenne dich nicht, falls du aber noch jung bist, liegt das ganze Leben mit seinen Problemen, Geheimnissen, Freuden und Leiden noch vor dir. Meine Lebenserfahrung ist dir vielleicht eine Hilfe, damit du den richtigen Weg für dein Leben findest und ins Nachdenken kommst über den Sinn unseres Daseins, über die Begrenztheit und Vergänglichkeit dieser Welt. Vielleicht hilft dir meine Geschichte, die Ewigkeit, den großen Architekten und Schöpfer des Universums zu erkennen und deinen ganz persönlichen Platz unter seinen starken und allmächtigen Flügeln zu finden.

Wenn du in mittlerem oder fortgeschrittenem Alter bist, wenn du mit deinem Leben und deinen Wegen noch nicht zufrieden bist, wenn es dich dürstet und du dich auf der Suche befindest, so darfst du wissen, dass du demjenigen nicht gleichgültig bist, der dir das Leben und die langen Jahre des Suchens gegeben hat. Jeder von uns geht in diesem vergänglichen Dasein auf Erden seinen eigenen Weg und trifft seine eigenen Entscheidungen mit seinem freien Willen. Wenn ein Mensch in seinem Herzen das Gute erkennen möchte und danach strebt, so weist uns der große Lotse auf dem stürmischen Meer des Lebens stets den richtigen Kurs. Es spielt keine besonders große Rolle, in welchem Alter ein Mensch zu Gott findet. Alles steht in der Hand des Höchsten. Das Wichtigste, das Wesentliche ist jedoch, während des Lebens zu Gott zu finden, bei wachem Bewusstsein, um für sich selbst die Freude des Ewigen zu erfahren. Leider ist es dem Menschen nicht möglich, diese von Gott geschenkte Liebe mit einfachen, menschlichen Worten vollständig zu erklären. Sie ist etwas Geheimnisvolles und Verborgenes und offenbart sich in Jesus dem Menschen.

Mein Weg zu Gott, lieber verehrter Leser, war sehr lang und außergewöhnlich, schwierig und widersprüchlich; es hat einige Zeit gedauert, bis ich schließlich zu der Erkenntnis gefunden habe, wie

sehr Gott mich liebt. Doch nichtsdestotrotz bin ich ein zutiefst glücklicher Mensch, und zwar allein deshalb, weil Gott, der große Schöpfer und Erschaffer des Universums, auch mich unbedeutendes Staubkorn in dieser Welt gefunden hat, mir einen Platz bestimmt und mir Hoffnung, Liebe, Rettung und die Ewigkeit geschenkt hat. In diesem unendlichen Frieden schenkte er mir die Möglichkeit, mich selbst und Gott zu erkennen, meinen persönlichen Retter Jesus Christus, und er schenkte mir die Realität der zukünftigen und der gegenwärtigen Welt.

Als ein Mensch, der in einer atheistischen Familie, Schule und Gesellschaft erzogen wurde, der in dieser Gesellschaft eine nach weltlichen Maßstäben recht einflussreiche Position errungen und lange Zeit an der Spitze der militärischen atheistischen Propaganda gestanden hatte, legte ich nach zwanzig langen Jahren des Suchens und Zweifels meine Waffen nieder und ergab mich dem Erbarmen dessen, der nicht besiegt werden kann.

Wahrscheinlich habe ich dich, lieber Freund, bereits ermüdet. Es ist sicher sinnvoller, wenn du selbst siehst, selbst liest und aus dem Gelesenen deine eigenen Schlüsse ziehst.

Ich wünsche dir eine gute Reise durch die Seiten dieses Buches.

## Prolog: Stille Nacht

1945. Es waren die letzten Kriegstage. Die Truppen der sowjetischen Armee führten schwere Angriffskämpfe in Ostdeutschland. Buchstäblich auf den Fersen der zurückweichenden Hitlertruppen nahmen sowjetische Einheiten deutsche Städte ein.

Der hell blühende Mai war Vorbote des Sieges, der von den unzähligen Opfern während des grausamsten und entbehrungsreichsten Krieges, den die Menschheit je gekannt hatte, lang erwartet worden war. Sowjetische Truppen zogen in eine Kleinstadt in Deutschland ein. Das Städtchen war nicht besonders groß, aber sehr hübsch. Im Zentrum erhob sich auf dem Marktplatz das Rathaus und strahlenförmig gingen von diesem Platz enge Gässchen ab, entlang derer gepflegte kleine Wohnhäuser standen, die alle mit leuchtend roten Dachziegeln gedeckt waren. Rechts vom Rathaus stand die protestantische Kirche mit ihrem hohen gotischen Turm und einem Kreuz auf der Turmspitze. Vor dem Krieg hatten solche Kleinstädte eine Bevölkerung von ein- bis zehntausend Einwohnern gehabt. Nun lebten hier deutlich weniger Menschen. Allerdings schien der Krieg ansonsten an dieser Stadt vorübergegangen zu sein. Sowohl von der Luftwaffe der Alliierten als auch von der Artillerie der angreifenden sowjetischen Truppen war sie verschont geblieben.

Gleich nach der Besetzung der Stadt durch sowjetische Truppen ernannte die Truppenführung einen Stadtkommandanten. Die Wahl fiel auf einen jungen, blauäugigen Hauptmann der Artillerie mit dunklen Haaren. Der alte, ergraute und müde General sagte bei seiner Ernennung: »Denk dran, hier sind Menschen. Kinder, Frauen, Alte. Sie müssen ernährt, gewärmt und aufgemuntert werden. Es kommen schwere Zeiten. Dieser toten Stadt muss Leben eingehaucht werden, die Ordnung muss wiederhergestellt werden. Wir sind jetzt hier für die Einwohner alles in einer Person, Polizei, Vater und Mutter.«

Das war alles, was man ihm auf den Weg mitgab. Warum die Wahl auf ihn gefallen war? Der junge Offizier wusste es nicht. Er hatte niemals verwaltende Aufgaben übernommen. Als Kind und Jugendlicher hatte er sich mit Musik beschäftigt, war Mitglied des Flugklubs gewesen, doch dann nahm er an einem verkürzten sechsmonatigen Offizierskurs teil und wurde an die Front geschickt. Trotz seiner Jugend hatte der junge Mann den Becher des Krieges bis zur Neige getrunken; zweimal war er verwundet gewesen. Doch nach den golden auf seinem Uniformhemd glänzenden Auszeichnungen zu urteilen kämpfte er nicht schlecht. Und auch die ihm unterstehenden Soldaten, doppelt und manche auch dreimal so alt wie ihr Batteriechef, liebten diesen jungen Mann. Wahrscheinlich sahen die alten Soldaten in ihm so etwas wie einen Sohn, die anderen einen Enkel und andere auch ihren Bruder.

Schon seit vier Jahren hatte der Hauptmann keine Nachrichten von zu Hause erhalten. Irgendwo weit weg in der Ukraine wartete an verbrannter Stätte eine alte Mutter hoffnungsvoll auf ihren Sohn. Zwei Brüder standen im Feld. Die Schwester hatten die Nazis nach Deutschland verschleppt. Ein Bruder und vier Onkel waren im Krieg gefallen. Seine blauen Augen hatten während vier langer Jahre viel gesehen und manchmal blitzte auch Hass in ihnen auf; doch irgendwo in der Tiefe dieser Augen leuchtete ein kleiner Strahl von Güte und Hoffnung. Die Jugend ließ sich nicht unterkriegen. Wahrscheinlich sah der alte General, als er den jungen Mann zum Stadtkommandanten ernannte, in ihm mehr als nur einen harten und strengen Leiter.

Die Haupttruppenteile zogen weiter und in der Kleinstadt blieben der Zug des Kommandanten sowie eine Abteilung der Versorgungseinheit mit der Küche zurück. An den Krieg erinnerte nur weit entfernter Geschützdonner. Hier aber war der Krieg zu Ende. Die Stadt musste in Augenschein genommen werden, Entscheidungen waren zu fällen, die örtliche Selbstverwaltung war einzurichten. Wie dies alles zu tun sei und womit anfangen, das wusste der Hauptmann selbst nicht so genau. Er entschloss sich, die Stadt in Begleitung

zweier Maschinengewehrsoldaten und einem Übersetzer anzusehen und die Bevölkerung kennenzulernen.

Doch die Bewohner hielten sich wohl aus Angst verborgen. Das Leben spielte sich im Inneren der Häuser ab. Der Hauptmann bemerkte, wie sich die Gardinen hinter den Fenstern bewegten. Aufmerksam verfolgten die Bewohner die Patrouille mit den Augen: invalide Männer, Kinder, Alte und Frauen. Die gesamte gesunde Bevölkerung war mobilisiert worden. Der alte Kellner in der Schenke und der betagte Pastor der protestantischen Kirche bildeten die ganze Elite des Städtchens. Gleichmäßig und von den Mauern widerhallend erklangen in dieser abendlichen Stunde die Schritte der von dem Kommandanten angeführten Patrouille. Als sie durch eine kleine Straße mitten im Stadtzentrum gingen, sah der Hauptmann hinter den Fenstern im Untergeschoss eines Hauses den Widerschein von Kerosinlampen und hörte, dass Deutsch gesprochen wurde. Die Patrouille ging auf dieses Haus zu. Es war eine Art Kneipe, ein Ort, wo man hinkommen und ein Bier trinken, die letzten Neuigkeiten erfahren und mit Freunden oder Nachbarn ein Schwätzchen halten konnte.

Der Hauptmann und die beiden Maschinengewehrsoldaten gingen die zerbrochene Treppe nach unten. Das Lokal war nicht leer. Obwohl kein reger Betrieb herrschte, gab es doch Gäste. Die Tür öffnete sich, die Soldaten blieben am Eingang stehen. Die Gespräche verstummten. Eine bedrückende Stille trat ein. Dutzende von wachsamen Augen richteten sich auf die Eingetretenen. In ihnen waren sowohl Angst als auch Hoffnung und Neugier zu lesen, in einigen spiegelte sich auch Verzweiflung. Erstaunlicherweise befanden sich in der Wirtschaft auch Frauen. Aufmerksam sah sich der Hauptmann um und ging dann zum Tresen. Der Kellner, dessen Glatze glänzte, trocknete Gläser und zwirbelte von Zeit zu Zeit die Enden seines kleinen Schnurrbarts.

Als er den Offizier auf sich zukommen sah, blieb er wie erstarrt stehen. Mit langsamen Schritten näherte sich der Hauptmann dem Tresen. Doch auf einmal fiel sein Blick auf etwas anderes. Rechts

vom Tresen stand ein altes Klavier, auf dem schon lange niemand mehr gespielt hatte. Mit müden Schritten ging der junge Mann dorthin. Er nahm den Stuhl, der beiseite gestellt worden war, rückte ihn ans Klavier und setzte sich.

Wie von selbst hoben seine Hände den Deckel an und das Perlmutter der schwarz-weißen Tasten leuchtete im Raum auf. Zart und vorsichtig schlug er ein paar Akkorde an. Der Saal erstarb in zitternder Erwartung. Die Gedanken des jungen Mannes am Klavier begannen zu wandern. In seinen Ohren erklang eine Melodie, die er oft in der weit entfernten taurischen Steppe in einem der deutschen Kolonistendörfer gehört hatte. In den Zwanzigerjahren hatte ihn seine Großmutter zu Festen in eine deutsche Mennonitengemeinde mitgenommen. Dort war es immer fröhlich zugegangen und die Menschen hatten einen Gott gelobt, den er nie gesehen hatte. Die Großmutter war Lehrerin in diesem ordentlichen und sauberen deutschen Dorf gewesen und hatte den kleinen Jungen oft samstags mit in die sogenannte »Stunde« genommen, wo eben dieser wunderschöne Choral gesungen worden war. Schon damals verstand der kleine Junge die Worte nicht, aber die herrliche Melodie prägte sich ihm für das ganze Leben ein.

Hier nun, am Klavier sitzend, nahm ihn diese Melodie ganz gefangen. Und, welch ein Wunder, seine Finger, seine verrohten und an das Gewehr gewöhnten Finger, berührten wie auf das Zeichen einer höheren Zauberwelt zart die Tasten. Musik erklang. Es schien, als ob der Himmel in den Saal eingezogen sei. Die Musik gewann an Kraft, war anfangs schüchtern, dann aber stärker und stärker, bezauerte die Herzen und drang hinaus auf die Straße. Langsam öffneten sich Fenster und Türen, die Bewohner der Häuser traten auf die Straße und kamen in die Wirtschaft. Der Hauptmann aber spielte weiter, er spielte ein altes Weihnachtslied, obwohl es nicht Weihnachten war.

*»Stille Nacht, heilige Nacht! Alles schläft, einsam wacht nur das traute hochheilige Paar. Holder Knabe im lockigen Haar, schlaf in himmlischer Ruh, schlaf in himmlischer Ruh.«*

Zuerst begann ein Einzelner schüchtern mitzusingen, dann jedoch stimmten mehr und mehr Leute in die Klänge dieses herrlichen Chorals ein. Die Musik drang aus dem Raum, erklang durch die Stadt und stieg in die Lüfte.

Während der Hauptmann weiterspielte, strömten Tränen aus seinen Augen und tropften auf seine Kampfauszeichnungen; er bemerkte nicht, wie mit ihm alle Anwesenden sangen und weinten. Etwas Unbegreifliches geschah. Es schien, als ob jemand Unbekanntes und Unsichtbares diesen Chor dirigierte. Die Menschen weinten. Am Klavier aber saß ein sowjetischer Offizier, der Kommandant, ein Kommunist, und spielte ein christliches Weihnachtslied. Vor seinen Augen jedoch zogen Bilder von Bränden, von Kämpfen, von Blut und Hass vorbei. Die Bewohner der deutschen Kleinstadt wussten nicht, woran er in diesen Minuten dachte, doch ihre Gesichter begannen zu leuchten und zum ersten Mal erfüllte der Glaube an etwas Lichtes und Helles ihre Herzen.

Die Akkorde verstummten. Es trat eine Stille ein, eine solche Stille und Feierlichkeit, wie sie die Welt wohl seit dem Schöpfungstag nicht gekannt hatte. Und plötzlich ... ertönte ein ohrenbetäubender Applaus. Alle klatschten. Die alten Maschinengewehrsoldaten vergaßen die Vorschrift, lehnten die Maschinengewehre an die Wand und klatschten und weinten mit den Übrigen. Die Herzen der Menschen tauten auf, sie öffneten sich wie die Blätter einer Rose dem neuen Tag. Lautes Weinen war zu hören. Ein alter Deutscher, der sich schwer auf seinen Stock stützte, trat an den jugendlichen Offizier heran, umarmte ihn, drückte dessen Kopf an sich und begann ihn zu küssen. »Oh, mein lieber Karl, oh, mein lieber Otto. Du bist mein Sohn«, sagte der Alte, während er die schwarzen Locken des Hauptmanns zärtlich streichelte. Alle wussten, dass in diesem schrecklichen Krieg zwei seiner Söhne an der Ostfront gefallen waren.

So begann für den Hauptmann der erste Dienstag als Kommandant der Besatzungstruppen einer deutschen Kleinstadt. In seinem kurzen Leben sollte der Hauptmann General werden, er sollte auch im Krieg gegen Japan kämpfen. In den schweren Nachkriegsjahren sollte er gegen ukrainische und baltische Nationalisten kämpfen und den Kampf gegen das Bandenwesen in der Ukraine leiten. Er würde schwer verwundet werden, zwei Söhne erziehen. Doch sein ganzes Leben lang sollte er diese kleine deutsche Stadt nicht vergessen.

Bedauerlicherweise sollte er trotz allem nicht gläubig werden, seinem ältesten Sohn, ebenfalls Offizier, aber folgende Worte mit auf den Weg geben: »Vergiss nicht, der Mensch kann aus sich allein nicht leben; diese Welt wäre ohne Gott viel zu schwach und kummervoll. Es gibt etwas Höheres, dem sich alles unterordnen muss. Dieses Höhere muss Gott heißen, die Quelle der Wahrheit und der Gerechtigkeit.«

Dieser Hauptmann und Kommandant war mein Vater.

## 1 Meine Familie

Ich wurde am 18. November 1945 in der südlichen Ukraine geboren. Hier ertönte inmitten endloser Steppen in einem der Kreiszentren, dem Dorf Kamyschewacha in der Region Saporoschje, nachts um drei Uhr bei der Familie Tscherkassow, gemeinsam mit dem Schreien meiner Mutter auch meine erstaunlich tiefe Stimme. So erzählte es meine Großmutter Irina. Ich gab damit zu verstehen, dass ich bereits hier wohnte, kein Fremder mehr sei, sondern schon einige Rechte besäße. Bereits an der Wiege waren Einfluss gebietende Stimmen zu hören: »Welch ein Schreihals! Der kommt nach Opa Akim und seinem Onkel Anatoli. Alles Offiziere mit durchdringenden Stimmen, und dieser wird wohl auch so einer werden.« In der Familie und Verwandtschaft meiner Mutter wurde das Gegenteil erklärt. »Er schlägt nach unserer Seite, den Beloblodskys. Bei uns singen alle und er wird genauso singen wie sein Opa Nikita.«

Eine Woche später kam aus Leningrad mein Onkel, der seinen ersten Urlaub nach dem Krieg erhalten hatte. Anatoli, ein Marinesoldat und Kapitän zur See, breitschultrig, mit Uniformjacke und Hosen, von denen es schien, sie würden seine stattliche Figur nicht aushalten und müssten platzen, setzte, im goldenen Glanz seiner Schulterstücke funkeln, einen Schlusstrich unter alles bis dahin Gesagte. »Der Kleine ist von unserer Seite, ein Tscherkassow. Das bedeutet, er wird Kämpfer werden. Darum werde ich mich später auch um ihn kümmern.«

Ungewöhnlich geschmeichelt, dass der Junge nach ihm benannt worden war – mein Onkel hatte keine eigenen Kinder – wandte er sich an meinen Vater. »Du, Iwan, behüte den Jungen gut. Der Krieg hat unsere Reihen gelichtet, lass unsere Familie wieder zahlreich werden.« Das ganze Leben lang bewahrte ich mir die Zuneigung und Liebe gegenüber Onkel Anatoli und seiner Frau, meiner Tante Anna.



Meine Mutter und ich, 1946.

Der Zweite Weltkrieg hatte die Reihen der Familien Tscherkassow und Beloblofsky tatsächlich gelichtet. Mehr als dreißig Verwandte waren an den Fronten gefallen. Wenn ich heute auf Urlaub nach Hause fahre, gehe ich in die Mitte des Dorfes, wo ein steinerner Obelisk mit der erstarrten Figur eines Kämpfers steht, und lese die vertrauten Namen meiner Angehörigen, die aus dem grausamen Krieg nicht heimkehrten. Meine Vorfahren gehörten mindestens fünf verschiedenen Nationalitäten an. In meinen Adern

fließt sowohl das Blut mordwinischer Zwergfürsten, die auf Befehl der Kaiserin Katharina II. in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als Wolgahorde die südlichen kleinrussischen Steppen besiedelten, als auch das aufständische Blut der Kosaken der Saporoger Setsch, die sich auf der Chortiza niederließen und später in die Kubaner Steppen ausgesiedelt wurden. Ebenso stamme ich von stolzen polnischen Adelsgeschlechtern wie den Vischnevezkys und den Beloblofskys ab, die im 17. Jahrhundert um des irdischen Glücks willen in diese wilden und abgelegenen Orte gekommen waren, sowie von Russen, Ukrainern und Osseten, und möglicherweise anderen, die das menschliche Schicksal in diese Gegenden zusammengeführt hat.

Deshalb hat mein Charakter wohl auch von allen ein wenig in sich aufgenommen und in sich vereint. Die Familien meines Vaters und meiner Mutter wohnten nah beieinander, und ich wuchs sozusagen in zwei Elternhäusern auf. Das Dorf an sich war schon immer arm gewesen. Kleine weiße Lehmhütten, mit Schilf oder Stroh gedeckt, steinerne Zäune, Gärten und Felder. Die schlimmen Jahre der Revolution, des Bürgerkriegs und des Zweiten Weltkriegs sowie die Jahre der Kollektivierung hatten einen traurigen Stempel auf alles gedrückt, was meine Kinderaugen sahen.

Das Dorf lag in einer natürlichen Senke, an deren Grund der stille und ruhige Fluss Konka, dicht bewachsen mit Weidengebüsch und Schilf, seine Wasser zum Dnjepr trug. Hierhin verschwanden wir Jungen vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Wir badeten, angelten, fingen Krebse, sonnten uns und unternahmen verheerende Streifzüge in fremde Gärten und Felder. Die Kindheit ist die glücklichste Zeit; ein Lebensabschnitt, in dem es scheinbar keine Probleme gibt und die Welt so wunderbar ist.

Hinter der Dorfeinfriedung erstreckte sich die Steppe; sie lockte beständig zu sich, zu den entfernten Hügelgräbern der Skythen. Sie war unbekannt und rätselhaft und barg viele Geheimnisse in sich. Diese wollte ich so gerne kennenlernen. Eine andere Welt, andere Menschen lebten hinter der Steppe, und sie lockte mich und zog mich an. Bereits als kleiner Junge verschwand ich dorthin. Dann fanden mich spät abends Mutter und Großmutter, besorgt und mit Tränen in den Augen, und brachten mich schimpfend nach Hause: »Was bist du nur für ein Junge? Andere Kinder spielen zu Hause, und du verschwindest in die Steppe.«

Doch ich hatte mein Geheimnis. Ich wollte das Dorf finden, zu dem meine Mutter zu Fuß achtzehn Kilometer weit ging, um dort die Woche über zu arbeiten. Sie war nämlich Lehrerin an der Schule von Bekerowo, das von deutschen Kolonisten bewohnt war. Es waren einfache, fleißige Menschen, dem Glaubensbekenntnis nach Baptisten, oder, wie sie bei uns genannt wurden, Stundisten. Nach den Erzählungen meiner Mutter war es dort sehr hübsch, angenehm

und gemütlich, und die Bewohner waren gut und anständig. Damals gab es im Umkreis sehr viele deutsche Ortschaften und Dörfer. Sie vermittelten stets ein Bild der Stabilität und des Friedens. Dort herrschten Gediegenheit, Sauberkeit und Ordnung, und dies passte so ganz und gar nicht in das Gesamtbild der zusammengewürfelten ukrainischen Dörfer und Weiler der Umgebung.

Meine Eltern sprachen fließend Deutsch. Die Liebe zur Sprache eines Volkes, das der Welt einen ganzen Reigen großer Namen wie Heine, Hegel, Bach, Haydn, Feuerbach und viele andere beschert hat, schlug wohl auch mich in ihren Bann. Leider habe ich nie gelernt, fließend Deutsch zu sprechen, doch hatte ich in der Volksschule und an den weiterführenden Schulen in diesem Fach immer ein »Sehr gut«. Als sei es heute gewesen, erinnere ich mich, wie mich in der Kadettenanstalt die Deutschlehrerin, wenn sie verhindert war oder kurzfristig aus dem Unterricht gerufen wurde, an den Lehrertisch setzte und sagte: »Genossen Kadetten! Das Verhör des deutschen Kriegsgefangenen wird von Unteroffizier Tscherkassow (ich war damals, mit 17 Jahren, schon zum Unteroffizier ernannt worden) geleitet.« Zu mir fügte sie auf Deutsch hinzu: »Bitte, Genosse Gruppenführer!«

1943 waren viele meiner Verwandten, insgesamt achtundfünfzig Personen, von den Hitlerschergen zum Arbeiten nach Deutschland verschleppt worden. In der Zeit meiner Kindheit war dieses Thema absolut tabu. Das wachsame Auge des KGB war überall und deshalb sprachen über diesen Lebensabschnitt meiner Verwandten und Lieben weder sie selbst noch ihre Freunde und Altersgenossen. Zu frisch im Gedächtnis waren damals noch die Ereignisse der Dreißiger-, Vierziger- und frühen Fünfzigerjahre. In jeder Wohnung hing zum Zeichen der Loyalität dem herrschenden Regime gegenüber Bilder der Führer Stalin und Berija.

Mein Vater, Iwan Akimowitsch Tscherkassow, hatte eine große Familie. Die Männer vonseiten meines Großvaters väterlicherseits hatten in der Regel eine pathologische Abneigung gegen den Ackerbau und jegliche wirtschaftliche Tätigkeit und gaben dem Kriegs-

dienst den Vorzug. Die Zeit reichte ihnen gerade dazu, zu heiraten, eine Nachkommenschaft zu zeugen und danach im Kampf zu sterben, wobei sie in der Regel eine junge Frau mit Kindern ohne jegliche Existenzgrundlage zurückließen. Mein Urgroßvater Anissim Fjodorowitsch nahm an den Feldzügen zur Unterwerfung der Khanate Buchara und Chiva teil und kämpfte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bei der Befreiung Bulgariens von der Türkenherrschaft. Er gehörte zum Gefolge General Dragomirows und war auch an den Gefechten am Schipka-Pass beteiligt.

Sein Sohn, mein Großvater Akim Anissimowitsch hatte in drei Kriegen gekämpft, wurde als Held des Russisch-Japanischen Krieges 1904 bei den Schlachten um Ljaoljan gefeiert und mit dem Goldenen Kreuz des Heiligen Georgs des Siegreichen ausgezeichnet. Er überlebte alle seine Brüder, starb aber dennoch recht früh bei Beginn der berüchtigten Kollektivierung in den Dreißigerjahren an den Wunden, die er sich im Ersten Weltkrieg an der Westfront zugezogen hatte. Während des Ersten Weltkriegs und der Revolution waren acht seiner Brüder gefallen. Sein jüngster Bruder Iwan war Marineoffizier des Zaren gewesen und im Bürgerkrieg in Sewastopol gefallen. Für das Staatswesen gingen aus der Linie dieses Bruders während der Sowjetzeit zwei Generäle, ein Oberst, ein Professor und zwei Doktoren der Wissenschaft hervor. Die Generation meines Großvaters erkannte die Sowjetmacht nicht an. Anfang der Dreißigerjahre fielen die letzten verbliebenen Männer den Repressionen zum Opfer.

Meine Großmutter väterlicherseits, Athanasia Antonowna war aus dem selbem Holz geschnitzt wie Großvater, und die Alteingesessenen im Dorf erinnerten sich, dass die beiden ein hervorragendes Paar bildeten. Ich erzähle so von den Wurzeln meiner Familie, weil ich ein Teil von ihr bin und sie mich nachhaltig geprägt hat. An Großmutter erinnere ich mich noch sehr gut. Stets sehe ich ihre großen blauen Augen vor mir. Sie stammte aus der Familie des reichen, wohlhabenden Gutsbesitzers Maschtschenko und war das älteste Kind. Für die damalige Zeit hatte sie eine hervorragende Gymnasi-

albildung erhalten und war die einzige Frau im Dorf, die lesen und schreiben konnte. Deshalb hatte sie unangefochtene Autorität inne.

Bis zum Alter von dreiundsiebzig Jahren bewahrte sie sich ein glänzendes Gedächtnis und konnte stundenlang Klassiker der russischen Literatur wie Puschkin, Lermontow und Nekrassow zitieren. So vermittelte sie mir von jungen Jahren an die Liebe zur reichen, vielfältigen und wunderbaren russischen Sprache. Mit ihrem willensstarken Charakter gelang es ihr, nach dem Tode ihres Mannes durch tägliche unermüdliche Arbeit ihre drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter, zu erziehen und ihnen eine Ausbildung zu geben – für die damalige Zeit eine Heldentat.

Obwohl aus der Linie der Großmutter später hervorragende Ingenieure, Wissenschaftler und Wirtschaftsfachleute hervorgingen, schlug die erbarmungslose Hand Stalins und das Brandmal »Volksfeind« in den Dreißigerjahren wie eine Sense alles nieder; bis zu neunzig Prozent der Männer wurden Repressionen unterworfen und in die Verbannung nach Sibirien und in den Fernen Osten geschickt. Ende der Fünfzigerjahre sah ich mit eigenen Augen, wie sich meine Großmutter und ihre neunzigjährige ältere Schwester nach einer dreißig Jahre lang währenden Verbannungs- und Lagerzeit endlich wieder in die Arme schließen durften. Eine Epoche ging vorbei, eine neue brach an.

Die Repressionen hatten auch vor Großmutter selbst nicht Halt gemacht. In dem schweren Jahr 1929 wurde sie während der im Staat künstlich herbeigeführten Hungersnot von ihrem Neffen, einem Mitglied des kommunistischen Jugendverbands, denunziert und wegen einer Handvoll Getreide, die sie vom gemeinschaftlich bewirtschafteten Feld genommen und ihren hungrigen Kindern gegeben hatte, in ein Konzentrationslager gebracht. Doch entweder hatte der Begleitposten ein weiches Herz oder war betört durch die Schönheit der Frau – er entließ sie mit den Worten: »Geh schon zu deinen Kindern, du junges Ding, und lass dich nicht mehr erwischen«, führte sie hinter den Stacheldraht in die Steppe und ließ sie einfach laufen.

Die Jahre waren wirklich schwer. Die solide Landwirtschaft, viele Hektar Land, Pferde, Kühe und Geflügel, war ihnen als Familie eines Kulaken und Weißgardisten in den Jahren der Kollektivierung ohne Erbarmen abgenommen und der Kolchose übertragen worden – ohne etwas für den Unterhalt der Kinder und des kranken Mannes übrig zu lassen. Im Hause waren nur zwei Wertgegenstände verblieben: die einzige vollständige Bibel im Dorf und die Kampfauszeichnungen meines Großvaters aus der Zarenzeit.

Die Verwandtschaft auf der Seite meiner Mutter war erstaunlich friedliebend und sangesfreudig. Die Familien hatten viele Kinder, meist Mädchen. Sie sangen in der Regel in Kirchenchören, auf Hochzeiten, abendlichen Treffen oder auch einfach so. Sie hatten kräftige Stimmen und waren fleißig. Bei den Beloblodskys einzuheiraten galt im ganzen Kreis als eine Ehre. Ihre Arbeitsfreudigkeit half dieser vielköpfigen Familie auf festen Füßen zu stehen.

Als Besitzer einer riesigen Landwirtschaft stellte mein Urgroßvater Fjodor Tagelöhner an. So nahm er auch Irina als Dienstmädchen auf. Sie kam aus einem abgelegenen Dorf und stammte aus armer Familie. Er selbst wurde zu der Zeit Witwer, hatte einen einzigen erwachsenen Sohn, Nikita, der nach dem Weltkrieg von der Front zurückgekehrt war, und zehn kleine Kinder. Sachar, der jüngste, war um die zehn Jahre alt. Allen diesen Kindern wurde Irina Mutter, Schwester und Freundin. Im Jahr 1919 war der Bürgerkrieg in vollem Gange. Bruder stand gegen Bruder, Vater gegen Sohn. Dämonische Kräfte erstickten alles.

In der Verwandtschaft meines Großvaters hatte es eine Familie mit zwölf Söhnen gegeben. Durch die Revolution wurden sie alle auf unterschiedliche Seiten der Barrikaden getrieben. Fünf waren in der Roten Armee, drei in der Weißen Armee, zwei in den Machno-Verbänden, also der Bauernbewegung. Einmal nahmen die Roten nach der Einnahme der Stadt Alexandrowsk beim Rückzug der Weißgardisten einige Soldaten gefangen. An Ort und Stelle erschossen die fünf Brüder, die in der Roten Armee waren, vor den Augen der Verwandtschaft die eigenen Brüder in den Reihen der Weißgar-

disten. Bis heute erinnere ich mich nur mit Schauern an diese Erzählung der Großmutter. So erging es vielen. Ein Bruder ging in die Kolchose, der andere trat in die Einheiten der Rächer ein.

In dieser schweren Zeit begann der älteste, Nikita, die Führung im Haus meines Urgroßvaters Fjodor zu übernehmen. Er bat: »Vater, verheirate mich mit Irina.« Sein Vater hatte bereits selbst gesehen, wie es die jungen Leute zueinander hinzog, und er widersprach nicht. So kam meine Großmutter zur Familie der Beloblodskys. Diese Familie war ebenfalls streng orthodox und besuchte sonntags die Kirche am Ort, man beging alle kirchlichen Feiertage. Wie ich bereits zuvor sagte, unterbrachen die Revolution, der Bürgerkrieg und die Kollektivierung allerdings das friedliche Leben.

In der neuen Familie von Nikita Beloblodsky wurden wieder Kinder geboren. Drei Söhne und fünf Töchter. Meine Mutter Galina, von den Schwestern die älteste, kam 1922 zur Welt. Sie hatte noch einen älteren Bruder, meinen Onkel Dmitri, geboren 1919. Alle erhielten eine Hochschulausbildung, kämpften im Krieg, arbeiteten.

Onkel Dmitri starb erst vor einigen Jahren; an ihn möchte ich besonders erinnern. Er hatte eine weite Seele, ein warmes Herz und führte ein bemerkenswertes Leben. Von 1938 bis 1949 gehörte er zur persönlichen Wachmannschaft von Diktator Stalin. Während der berühmten Konferenzen in Jalta und Teheran sorgte er für die Sicherheit der Oberhäupter der Alliierten Gesandtschaften Roosevelt, Churchill und Stalin. Er lebte in Moskau. Uns verbanden immer warme, freundschaftliche Beziehungen. Übrigens tastete die strafende Hand der Repressionen in den Zwanziger-, Dreißiger- und Vierzigerjahren die Familie meiner Mutter nicht an, obwohl sie nach damaligen Maßstäben sehr wohlhabend war. Womit dies zusammenhing? Das weiß nur Gott allein. Doch es mag wohl eine Rolle gespielt haben, dass während der Zeit des Aufbaus der Kolchosen mein Großvater Nikita, ein Romantiker dem Wesen und Charakter nach, als einer der Ersten zehn Pferde, sechs Paar Ochsen, zwölf Kühe und Geflügel in die Kolchose eingebracht hatte. Dafür war er

zum Brigadier ernannt worden, in welcher Eigenschaft er bis zum Beginn des Krieges 1941 arbeitete. Gemeinsam mit ihm gingen alle in die Kolchose, einschließlich seiner Frau, Verwandten und Kinder. So bringt die Familie Beloblodsky mehr als insgesamt zweihundertfünfzig Jahre Arbeitszeit für die Kolchose zusammen.

Meine Mutter war die älteste der Schwestern und sorgte mit für die kleineren Kinder. Der Haushalt, die Kinder, die Schule – das alles musste sie bewältigen. Später machte sie ihre Ausbildung an der pädagogischen Berufsschule in der Stadt Guljajpolje, schloss mit einem Diplom ab und nahm im Jahr 1940 als junge Lehrerin eine der verantwortungsvollsten und ehrenvollsten Tätigkeiten auf – das Unterrichten. Sie machte ihr ganzes Leben lang dem Titel »Lehrer des Volkes« alle Ehre, wofür sie gebührende Achtung verdient hat; bis zu ihrem siebzigsten Lebensjahr unterrichtete sie noch.

Der Zweite Weltkrieg unterbrach den gewohnten Rhythmus im Leben der Familie. Die älteren Männer gingen an die Front und kämpften. Großvater Nikita geriet bei Jelna in Gefangenschaft und saß in den Konzentrationslagern Dachau, Ravensbrück und Mauthausen. Dreimal brach er aus der Gefangenschaft aus, kämpfte in Frankreich in den Einheiten des »Maquis«, kehrte 1945 endlich nach Hause zurück, starb aber dann im schrecklichen Hungerjahr 1946. Zu der Zeit kam mein Vater von der Front in Deutschland zurück, aus deutschen Konzentrationslagern kehrten meine Mutter und ihre jüngere Schwester Vera heim. Das friedliche Nachkriegsleben begann.

Nach meiner Geburt musste eine klare Entscheidung getroffen werden: den Säugling wie üblich taufen lassen oder nicht? Alles wurde in strengster Verschwiegenheit vorgenommen, nichts durfte nach außen dringen, damit die Behörden nichts erfuhren. Da Vater und Mutter in verantwortungsvollen Positionen arbeiteten, wurde die ganze Frage von Großmutter entschieden.

In dunkler Nacht brachten die Großmütter Athanasia und Irina sowie Mutters zweiter Bruder, mein zehnjähriger Onkel Iwan, mich,



Mutter, Vater, mein Bruder Iwan und ich.

den drei Monate alten Säugling, in die Wohnung unseres Priesters Vater Demjan, der das Sakrament der Taufe vornahm. 1949, dreieinhalb Jahre später, wurde auf dieselbe Art und Weise die Taufe meines jüngeren Bruders Iwan vorgenommen.

Mit Wehmut und einer heimlichen Trauer erinnere ich mich an die Kindheitstage vor dem Schulbeginn. Es war eine glückliche Zeit, ich erlebte die ersten Kinderfreuden und -leiden. Meine Kindheit fiel in die schweren Nachkriegsjahre. Wir lebten bescheiden, keineswegs in Reichtum und Überfluss, und das verdiente Brot war hart erarbeitet. Meine Mutter führte damals nach ihrer Rückkehr aus dem Krieg ihre Arbeit als Lehrerin in der deutschen Kolonie Bekerowo weiter. Einmal in der Woche ging sie zur selben Zeit achtzehn Kilometer weit zu Fuß zur Arbeit – eine Alternative hatte sie nicht, da es kaum Verkehrsmittel gab –, um für das Wochenende wieder nach Hause zurückzukehren.

Vater war rund um die Uhr im Dienst und wir sahen ihn nur selten. Da in unserem Kreis Banden und Gesindel ihr Unwesen trieben, musste er als Vorgesetzter der Kreisabteilung der Polizei ganze Tage oder auch Wochen am Stück im Dienst sein. Auch so etwas wie feste Arbeitszeiten gab es in den Betrieben nicht. Das ganze Land arbeitete bis zum Umfallen. Alle waren nach dem schweren und entbehrungsreichen Krieg am Aufbau des Landes beteiligt.

So verbrachte ich meine Kindheit zusammen mit meinem Bruder bei meiner Großmutter. Unsere Erziehung lag ganz auf ihren Schultern. Sie erzog mich streng und spartanisch. Zu mir sagte sie stets: »Bei den Tscherkassows wird nicht geweint.« Manchmal, wenn ich mich sehr gekränkt und verletzt fühlte, ging ich weg und weinte dort, wo Großmutter mich nicht sehen konnte.

Sie hat mich auf ihre Art sehr geliebt, vielleicht weil mein Gesicht sie an meinen Großvater erinnerte. Damals besaß ich als Einziger im ganzen Dorf ein Dreirad – es machte mich zum reichsten Jungen im Dorf und war ein »Wunder der Zivilisation«. Sie hatte es mir von ihrer kärglichen Rente gekauft; später bekam ich auch noch eine Harmonika – in der damaligen Zeit ein Musikinstrument, das man nur vom Hörensagen kannte –, weil meine Eltern in mir aus irgendwelchen Gründen einen Musiker sahen. Bis heute verstehe ich nicht warum. Großmutter jedoch schmunzelte nur, als meine Mutter sich um die Aufnahme in die weiterführende Musikschule bemühte.

Langsam kam das friedliche Nachkriegsleben in gewohnte Bahnen. Wir kleinen Jungen hatten unsere eigenen Freuden: Die Zeit verbrachten wir mit Angeln an unserem Flüsschen Konka und dem Dreirad. Großmutter Athanasia liebte mich in besonderer Weise. Das Beste im Hause war für mich bestimmt, und wehe dem, der mich gekränkt hatte. Alle wussten, dass sie es dann mit Großmutter zu tun bekommen würden, deren Wort in unserem Dorf ja unangefochtene Autorität besaß.

In Großmutters kleiner Bibliothek standen die Bibel und Lebensbilder von Heiligen; sie liebte auch die russischen und ausländischen Klassiker sehr. Viele Stellen der Heiligen Schrift kannte sie auswen-

dig. Wir Kinder spielten bis in den Abend hinein und kamen erst spät ins Bett. Gut, dass Großmutter eine demokratische Natur im besten Sinne des Wortes war und meinem Bruder und mir praktisch alles erlaubte. Unsere Gliedmaßen und Körperteile kannten keinen Riemen. Großmutter verbot auch meinen Eltern kategorisch die körperliche Züchtigung der Kinder. Wir sind ihr bis heute dafür dankbar.

Meine Großmutter war eine sehr fromme orthodoxe Christin. Sie hielt die regelmäßigen Fastenzeiten ein und betete viel. Auch das Alter konnte das Feuer in ihrem Herzen nicht auslöschen. Alle ihre Kinder waren Atheisten, und doch ließ sich Großmutter bis zu ihrem Tode nicht bewegen, die Ikonen im Haus von der Wand zu nehmen. Einige Male unternahm sie zu Fuß Pilgerreisen nach Kiew, um im Kiewer Höhlenkloster die Heiligenreliquien anzubeten. Bis heute steht mir vor Augen, wie Großmutter betete. Mein Bruder und ich, die wir bis dahin wie Besessene durch die Zimmer getobt waren, wurden still und lauschten mit innerlichem Erbeben ihrem ehrfurchtsvollen Flüstern, mit dem sie den Allerhöchsten anrief, ihm dankte und für ihre Kinder und Enkel bat.

Ich muss sagen, dass Großmutter's persönliches Gebet einer heiligen Handlung ähnelte. Sie brachte das Bett in Ordnung, legte einen kleinen Teppich auf den Boden, kniete sich in der Ecke unter den Ikonen nieder und begann ihr Gebet. Meist betete sie etwa zehn bis fünfzehn Minuten. Für uns Kinder war dies etwas Ungewöhnliches. Ich verstand es nicht. Wie konnte meine Großmutter mit jemandem sprechen, der nicht zu sehen war? Das war für mich ein unfassbares Geheimnis. Manchmal, eigentlich sogar oft, sah ich hinter die Ikonen, hinter die Kommode, in den Schrank, in dem Wunsch, diesen Gott, zu dem meine Großmutter betete, zu finden und zu sehen. In meine kindliche Seele zog damals eine unbewusste Furcht ein. Es existierte also jemand Erhabenes, Mächtiges und Geheimnisvolles, der die Geschicke lenkte – auch meine eigenen.

Unser Mittelschuldirektor A. M. Worobjow kam oft in unser Haus. Er hatte wohl das edle Ansinnen, meine Großmutter vom

Aberglauben zu heilen, wie er sich auszudrücken pflegte. Ihre Streitgespräche über religiöse Themen dehnten sich bis tief in die Nacht aus. Der Direktor bekam meistens einen roten Kopf, erregte sich sehr, tippte mit dem Finger an eine Ikone und sagte. »Athanasia Antonowna! Wo ist denn nun Ihr Gott, ich möchte ihn sehen. Was ist das für ein Gott, der sich nicht zeigen kann?« Doch sie antwortete ihm in ihrer einfachen, kindlichen Art: »Andrej! Sieh dir aufmerksam die Welt an, die der Schöpfer erschaffen hat. Er ist überall.« Darauf pflegte der von seinen Anstrengungen erschöpfte Schuldirektor beim Abschied zu sagen: »Großmutter, Sie sind ein Demagoge, Gott gibt es trotzdem nicht. Das hat Ihnen nur unser Priester Demjan eingeredet. Glauben Sie ihm nicht.« Doch das letzte Wort hatte Großmutter: »Andrej! Das hat mit dem Popen nichts zu tun. Nicht der Priester Demjan erzählt mir von Gott. Von Gott erzählt die Heilige Schrift.« Der Direktor hielt meine Mutter für einen rückständigen Menschen, trotz ihrer Bildung. Manchmal bat er sie: »Haben Sie Erbarmen mit Ihren Enkeln, damit sie nicht auf Ihre Häresie hören.«

Die beiden pflegten diese Diskussionen über zehn Jahre lang, bis zum Tod meiner Großmutter. Die zwei Menschen, die den Ansichten und dem Alter nach so völlig verschieden waren, gewöhnten sich so aneinander, dass sie ohne ihre Wortgefechte auch nicht einen Tag leben konnten. Als meine Großmutter im April 1960 starb, brachte der Schuldirektor, ein Kommunist, dunkelrote Rosen zum Grab meiner Großmutter und sprach die Worte: »Dies war eine rechte Christin.«

Andrej Worobjow unterrichtete mein Lieblingsfach Geschichte und weckte mein Interesse für die Geschehnisse dieser Welt. Nach seinen Unterrichtsstunden fühlten wir uns alle als Ritter und Helden. Er machte mit uns Ausflüge und fuhr in Ferienlager. Als Pädagoge war er sehr gerecht und bestrafte nur, wenn es wirklich nötig war. Er selbst hatte im Krieg viel Schweres erlitten und ging wohl deshalb mit uns, seinen Schülern, sanft und vorsichtig um. In jenen schwierigen Nachkriegsjahren wuchsen ungefähr fünfundachtzig

Prozent der Jungen und Mädchen ohne Vater auf, weshalb er für viele zu einer wichtigen Bezugsperson wurde.